

REINHARD MEHRING

# Kriegstechniker des Begriffs

Biographische Studien zu Carl Schmitt

*Beiträge zur Rechtsgeschichte  
des 20. Jahrhunderts*

78

---

**Mohr Siebeck**

Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts

herausgegeben von

Thomas Duve, Hans-Peter Haferkamp, Joachim Rückert  
und Christoph Schönberger

78





Reinhard Mehring

# Kriegstechniker des Begriffs

Biographische Studien zu Carl Schmitt

Mohr Siebeck

*Reinhard Mehring*, geboren 1959; Studium der Philosophie, Germanistik und Politikwissenschaft; Dissertation Politikwissenschaft (Freiburg) 1988; wissenschaftlicher Mitarbeiter und Assistent in Würzburg und Berlin; 2000 Habilitation Institut für Philosophie HU-Berlin; Schuldienst; seit 2007 Prof. für Politikwissenschaft und ihre Didaktik PH-Heidelberg.

ISBN 978-3-16-153452-2 / eISBN 978-3-16-160414-0 unveränderte eBook-Ausgabe 2021  
ISSN 0934-0955 (Beiträge zur Rechtsgeschichte des 20. Jahrhunderts)

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2014 Mohr Siebeck Tübingen. [www.mohr.de](http://www.mohr.de)

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Das Buch wurde von Gulde-Druck in Tübingen aus der Bembo gesetzt, auf alterungsbeständiges Werkdruckpapier gedruckt und gebunden.

## Vorwort

Ernst Jünger schrieb 1930 nach Lektüre des *Begriffs des Politischen*: „Der Rang eines Geistes wird heute durch sein Verhältnis zur Rüstung bestimmt. Ihnen ist eine besondere kriegstechnische Erfindung gelungen: eine Mine, die lautlos explodiert. Man sieht wie durch Zauber die Trümmer zusammensinken und die Zerstörung ist bereits geschehen, ehe sie ruchbar wird.“<sup>1</sup> Schmitt hat Jüngers „kriegstechnische“ Auffassung gerne vernommen und geteilt. In seiner Kölner Antrittsrede vom Sommersemester 1933 meinte er: Begriffe von Reich, Staat und Bund sind „unmittelbare Träger politischer Energien, und es gehört zu ihrer realen Kraft, daß sie einer überzeugenden juristischen Begriffsbildung fähig sind. Daher ist auch der Kampf um sie kein Streit um leere Worte, sondern ein Krieg von ungeheurer Wirklichkeit und Gegenwart.“<sup>2</sup> Jünger beschreibt diese Kriegstechnik, am Beispiel des *Begriffs des Politischen*, nicht als lauthalses Tun, publizistischen Lärm, sondern als partisanisches Werk eines Mineurs. Eine solche ruchlose Form der Kritik sind auch biographische Studien. Sie setzen Genesis gegen Geltung, Person gegen Werk, Carl gegen Schmitt.

Der Umgang mit Carl Schmitt ist weltweit divers. Dabei hat sich die Quellenlage seit seinem Tod Ostern 1985 erweitert und verschoben. Schmitt publizierte über den langen Zeitraum von mehr als siebenzig Jahren Hunderte fachlich und hermeneutisch teils sehr anspruchsvolle Texte. Dazu kommen heute zahlreiche Korrespondenzen und Tagebücher sowie weitere Materialien. Schon deshalb wird er zwar oft nur selektiv zitiert und rezipiert, dekonstruiert und transformiert, in den großen Diskursen und Meistererzählungen um Liberalismuskritik, Verfassungstheorie und Staatlichkeit ist er aber geradezu allpräsent. Es gibt zahlreiche anspruchsvolle Theoriediskurse, in denen er als Autor fortlebt: oft anregend, mitunter akademisch gesucht und künstlich. Fast obligatorisch erweist man dem Staatstheoretiker des 20. Jahrhunderts seine Referenz. Nicht immer wird er mit soliden

---

<sup>1</sup> Ernst Jünger am 14. Oktober 1930 an Carl Schmitt, in: Ernst Jünger-Carl Schmitt. Briefe 1930–1983, hrsg. Helmuth Kiesel, Stuttgart 1999, 7.

<sup>2</sup> Carl Schmitt, Reich-Staat-Bund, in: ders., Positionen und Begriffe im Kampf mit Weimar-Genf-Versailles, Hamburg 1940, 190–198, hier: 198.

Kenntnissen richtig platziert. Kreativer Umgang mit Autoren hat aber sein eigenes Recht. Wer die Gegenwart beschreiben möchte, muss der Geschichte nicht gerecht werden. Produktive Missverständnisse auf Kosten anregender Autoren sind nicht zu bedauern. Fruchtbare Forschung lebt jedoch von philologisch exakten Rekonstruktionen, Editionen und Kontextualisierungen.<sup>3</sup>

Die vorliegenden Studien entstanden meist nach meiner 2009 erschienenen Biographie<sup>4</sup> und führen einzelne Aspekte weiter. Einige (Nr. 3, 4, 7, 9) wurde als Vorträge, andere für Sammelbände geschrieben. Nur zwei (Nr. 5, 6) entstanden ohne Anlass. Seit den frühen 90er Jahren hat sich das Bild durch die Publikation nachgelassener Tagebücher und Briefwechsel sehr verändert. Der Akteur trat in den Blick und die Schriften lesen sich im Entstehungskontext neu. Schmitt hat Spuren gelegt und verdeckt. Wichtige Personen seines Lebens – Fritz van Calker und Carita Dorotić, Georg Eisler, Franz Blei, Ludwig Feuchtwanger, Moritz Bonn, Hans Frank – verschwie er weitgehend, andere Spuren pflegte er als Legenden: so die peripheren Kontakte mit Hugo Ball, Walter Benjamin, Leo Strauss. Editionen sind die Basis für alle weitere Arbeit. Deshalb habe ich mich in den letzten Jahren auch an der editorischen Erschließung des Werkes beteiligt.<sup>5</sup> Manches sehen wir durch diese Quellen deutlicher: im Präsidialsystem beispielsweise die nähere Verbundenheit mit Papen bei fehlenden Kontakten zu Brüning und Schleicher, im Nationalsozialismus seine Staatsrat-Legende: Betonung der Nähe zu Hermann Göring und der juristisch-institutionellen Sinngebung bis 1934 bei Marginalisierung der Kooperation mit Hans Frank und fortdauernder antisemitischer Sinngebung. Von 1933 bis 1945 agierte Schmitt formal, funktional und intentional als Nationalsozialist.

---

<sup>3</sup> Dazu Verf., *Rekonstruktion und Historisierung*. Zur neueren Carl Schmitt-Forschung, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 49 (2001), 1000–1011; Zur Aktualität Carl Schmitts. Sondierung eines globalen Phänomens, in: Maurizio Bach (Hg.), *Der entmachtete Leviathan. Löst sich der souveräne Staat auf?* *Zeitschrift für Politik*. Sonderband 5, Baden-Baden 2013, 263–279.

<sup>4</sup> Carl Schmitt. *Aufstieg und Fall*. Eine Biographie, München 2009; vgl. auch die Neufassung: *Carl Schmitt zur Einführung*, Hamburg 2011.

<sup>5</sup> „Auf der gefährlichen Straße des öffentlichen Rechts ...“ Briefwechsel Carl Schmitt-Rudolf Smend 1921–1961, herausgegeben, um Materialien ergänzt und kommentiert, 2010, 2. Aufl. Berlin 2012; (zusammen mit Ellen Thümmler) Hg., „Machen Sie mir die Freude und erwähnen Sie die Negerplastik“. Waldemar Gurian – Carl Schmitt. Briefwechsel 1924–1932, in: *Schmittiana* N.F. 1 (2011), 59–111; Walter Jelinek–Carl Schmitt. Briefwechsel 1926 bis 1933, in: *Schmittiana* N.F. 2 (2014), 87–117; Carl Schmitt im Gespräch mit Philosophen. Korrespondenzen bis 1933, in: *Schmittiana* N.F. 2 (2014), 119–199.

Die vorliegende Auswahl hat einige biographische Studien<sup>6</sup> ebenso herausgelassen wie ältere theorie- und wirkungsgeschichtliche Publikationen. Es fehlen mikroanalytische Studien zur rechtspolitischen Wirkung nach 1933. So ist dieser biographische Schmitt etwas „esoterisch“ und schöngeistig. Er war aber auch ein imaginativer, poetischer Analytiker. Als Frontispiz gefiele mir deshalb Francisco Goyas schwarzes Gemälde *Vision fantástica o Asmodea*: Zwei schwebende Gestalten wenden sich entsetzt vom Kriegsschauplatz der Belagerung einer Felsenburg ab. Ich bestreite nicht, dass mich der „ungewöhnliche Mann“ (Walter Jellinek) auch nach 30 Jahren intensiver Beschäftigung noch immer wieder überrascht. Geschichte aber ist vergangen. Das Interesse an Schmitt kann primär nur historisch sein. Was vom Werk bleibt, müsste neu und anders formuliert werden. Deshalb plädiere ich für eine deutliche Trennung von Historisierung und Aktualisierung. Der Historisierung gebe ich hier den Vorzug.

Zahlreichen Personen habe ich für die Entstehung der vorliegenden Studien zu danken. Die Liste müsste so lang sein, dass doch ein Druckkostenzuschuss fällig wäre. So nenne ich einen für alle: Ernst Hüsmert (\* 1928), den ältesten lebenden Freund, der alle diese Studien herzlich begleitet hat. Ihm sei die Sammlung gewidmet. Die vorliegenden Studien wurden durchgesehen, überarbeitet und teils erheblich erweitert.<sup>7</sup>

Reinhard Mehring

Düsseldorf, 7. April 2014

---

<sup>6</sup> Die Hamburger Verlegerfamilie Eisler und Carl Schmitt, Plettenberger Miniaturen 2, Plettenberg 2009; „Eine Tochter ist das ganz andere“. Anima Schmitt de Otero (1931–1983), Plettenberger Miniaturen 5, Plettenberg 2012.

<sup>7</sup> Der durchgängigen Überarbeitung wegen sind die Seitenumbrüche der Erstdrucke nicht angegeben. Die Erweiterungen betreffen vor allen die Beiträge 1, IV–VI, 5, I u. III, 6, I u. II, 7, I; zahlreiche Archivalien wurden vor allem aus dem Nachlass Carl Schmitts (RW 265) verwendet. Das Landesarchiv NRW, Abteilung Rheinland ist jetzt aus Düsseldorf zum „Standort Duisburg“ umgezogen.



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort . . . . .	V
Nachweise der Erstveröffentlichung . . . . .	XI
1. Ein Leben im Ausnahmezustand . . . . .	1
I. Kompensative literarische Grenzüberschreitungen . . . . .	1
II. „Organ“ der Krise . . . . .	3
III. Kategoriale Selbsterfassung . . . . .	6
IV. Katholisches Credo? . . . . .	20
V. Konfessionelle Biographie . . . . .	23
VI. Antibürgerlicher Affekt und religiöser Individualismus . . . . .	27
2. „Ein typischer Fall jugendlicher Produktivität“. Otto Kirchheimers Bonner Promotionsakte . . . . .	31
I. Die Quellen der Promotion . . . . .	31
II. Der Student Kirchheimer im Tagebuch . . . . .	33
III. Die Promotionsakte . . . . .	37
IV. Nähe und Differenz . . . . .	43
3. „Die Austreibung des Heidelberger Geistes“. Carl Schmitt und der Heidelberger Rechtspositivismus . . . . .	47
I. Verhältnis zu Thoma, Anschütz, Jellinek bis 1933 . . . . .	48
a. Richard Thoma (1874–1957) . . . . .	51
b. Gerhard Anschütz (1867–1948) . . . . .	53
c. Walter Jellinek (1885–1955) . . . . .	60
II. Heidelberger Ruf . . . . .	66
4. Carl Schmitt in Köln. Sinnwandel eines Semesters: vom Wettstreit mit Kelsen zum Probelauf des „Kronjuristen“ . . . . .	73
I. Wie war Schmitts Verhältnis zu Köln vor 1933? . . . . .	73
II. Antipodische Doppelspitze: Warum wurde Schmitt nach Köln berufen? . . . . .	76
III. Was tat Schmitt im Sommersemester 1933 in Köln? . . . . .	84
IV. Rheinischer Aufbruch: Euphorie und Überschwang . . . . .	97

5. 9. September 1933 im Kaiserhof? Zur scheiternden Kooperation von Martin Heidegger und Carl Schmitt in Berlin . . . . .	99
I. Philosophische Rezeption durch Heidegger-Schüler . . . . .	99
II. Septembertreffen? . . . . .	101
III. Heideggers polemische Reaktion . . . . .	106
6. Friedrich Schillers „Demetrius“.	
Ein später Baustein zu Carl Schmitts Hitler-Bild . . . . .	111
I. Erster Eindruck 1933: „Hitler wie der Stier in der Arena“ . . . . .	112
II. Hitler im <i>Glossarium</i> : der „falsche Demetrius“ . . . . .	114
III. Erste Prüfung des Demetrius-Vergleichs . . . . .	120
IV. Zweite Prüfung: der ganze szenische Entwurf . . . . .	128
7. „Geist ist das Vermögen, Diktatur auszuüben.“	
Carl Schmitts Marginalien zu Walter Benjamin . . . . .	137
I. Benjamins „Mine“ . . . . .	138
II. Der legendäre Brief . . . . .	140
III. Schmitts Marginalien im <i>Trauerspiel</i> -Buch . . . . .	143
IV. Exkurs zu Benjamin . . . . .	150
8. Don Capisco und sein Soldat.	
Carl Schmitt und Ernst Jünger . . . . .	153
I. Etappen des Umgangs . . . . .	155
II. Vom „gemeinsamen Ort“ der „absoluten und substantiellen Größe“ . . . . .	168
9. Der esoterische Diskurspartisan.	
Carl Schmitt in der Bundesrepublik . . . . .	173
I. Formierung und Formwandel des „Systems Plettenberg“ . . . . .	173
II. Die Identifikationsfigur des Partisanen . . . . .	179
III. Esoterischer Spätstil als bildungselitäres Kriterium . . . . .	183
Namensverzeichnis . . . . .	191

## Nachweise der Erstveröffentlichung

1. in: Rüdiger Voigt (Hg.), Ausnahmezustand. Carl Schmitts Lehre von der kommissarischen Diktatur, (Nomos-Verlag) Baden-Baden 2013, 144–160 (um die Teile IV–VI erweitert).
2. in: Robert Chr, von Ooyen u. Frank Schale (Hg.), Kritische Verfassungspolitologie. Das Staatsverständnis von Otto Kirchheimer, (Nomos-Verlag) Baden-Baden 2011, 19–34
3. „Die Austreibung des Heidelberger Geistes“. Carl Schmitt und der Heidelberger Rechtspositivismus, in: Manfred Gangl (Hg.), Die Weimarer Staatsdebatte: Diskurs- und Rezeptionsstrategien, (Nomos-Verlag) Baden-Baden 2011, 127–157
4. in: Steffen Augsburg / Andreas Funke (Hg.), Kölner Juristen im 20. Jahrhundert, (Mohr Siebeck) Tübingen 2013, 137–161
5. in: Merkur 67 (2013), Heft 764, 73–78 (Verlag Klett-Cotta). (um I und Ausführungen in III erheblich erweitert)
6. Friedrich Schillers „Demetrius“. Ein später Baustein zu Carl Schmitts Hitler-Bild, in: Weimarer Beiträge 53 (2007), 559–575 (Passagen Verlag). (um I ergänzt, II erheblich erweitert)
7. in: Daniel Weidner und Siegrid Weigel (Hg.), Benjamin-Studien II, (Fink-Verlag) München 2011, 239–256. (Beginn erheblich erweitert)
8. in: Stephan Müller-Doohm / Thomas Jung (Hg.), Prekäre Freundschaften. Über geistige Nähe und Distanz, (Fink-Verlag) München 2011, 173–185. (Text erweitert)
9. in: Thomas Kroll / Tilman Reitz (Hg.), Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland. Verschiebungen im politischen Feld der 1960er und 1970er Jahre, (Vandenhoeck & Ruprecht) Göttingen 2013, 232–248

Nr. 3 wurde als Vortrag am 8. Juni 2010 auf Einladung von Klaus-Peter Schroeder in der Juristischen Gesellschaft Heidelberg gehalten, Nr. 4 am 17. Juni 2010 auf Einladung von Andreas Funke an der Universität Köln im Rahmen einer Ringvorlesung der Juristischen Fakultät, Nr. 8 am 22. Mai 2010 auf Einladung von Detlev Schöttker im Berliner Zentrum für Literatur- und Kulturforschung im Rahmen einer Benjamin-Tagung,

Nr. 9 am 30. September 2011 auf Einladung von Thomas Kroll und Tilman Reitz an der Universität Jena im Rahmen einer Tagung über Intellektuelle in der Bundesrepublik Deutschland.

## Ein Leben im Ausnahmezustand

### I. Kompensative literarische Grenzüberschreitungen

Juristen haben ein enges Verhältnis zum Wort und sind häufig gute Schriftsteller. Der bekannteste deutsche Fall ist Johann Wolfgang von Goethe. Aktuell wäre beispielsweise Bernhard Schlink zu nennen, der mit seinem *Vorleser* einen literarischen Welterfolg landete. Schmitt waren literarische Ambitionen auch nicht ganz fremd. So erwog er 1922 eine Schlüsselnovelle über sein Eheleben als „treuer Zigeuner“ zu schreiben. Eine ganze Reihe veritabler Universitätsprofessoren schrieb Schlüsselromane über das Leben als Wissenschaftler. Aus der Reihe der Campus-Romane ist *Perlmanns Schweigen* (1995) besonders gelungen. Der Philosoph Peter Bieri verfasste sein umfangreiches literarisches Debut unter dem Pseudonym Pascal Mercier. Philosophisch entfernte er sich von der analytischen Schule,<sup>1</sup> aus der er kam, und vertrat mit seinem Buch *Das Handwerk der Freiheit*<sup>2</sup> eine recht konventionelle Verteidigung des introspektiv evidenten Teilnahmestandpunkts individueller Willensfreiheit. *Perlmanns Schweigen*<sup>3</sup> ist ein tragikomischer Roman über die Psychologie akademischer Reputation, Kreativität und Originalität und die Diskrepanz zwischen akademischer Selbstwahrnehmung und Außensicht.

Der international renommierte Linguistik-Professor Philipp Perlmann hat den akademischen Betrieb eigentlich satt. Dennoch übernimmt er die Leitung eines elitären Symposions in einem Nobelhotel an der ligurischen Küste. Einen Vortragstext hat er noch nicht. In der akademischen Konkurrenz mit einem amerikanischen Kollegen beschließt er deshalb unter äußerstem Druck, Tablettenmissbrauch, Eskapaden und Reflexionsschleifen, eine drohende Blamage durch die Übersetzung eines entlegenen russischen Textes abzuwenden. Doch der plagierte russische Kollege trifft überra-

---

<sup>1</sup> Peter Bieri, Was bleibt von der analytischen Philosophie?, in: DZPhil 55 (2007), 333–344.

<sup>2</sup> Peter Bieri, *Das Handwerk der Freiheit. Über die Entdeckung des eigenen Willens*, München 2001.

<sup>3</sup> Peter Bieri (Pascal Mercier), *Perlmanns Schweigen*. Roman, München 1995.

schend selbst als Teilnehmer ein; Perlmann will ihn durch einen fingierten Autounfall töten. Es kommt dann nach manchen Verwicklungen zu einer anderen Lösung, und Perlmann steigt aus der Wissenschaft aus. *Perlmanns Schweigen* schildert mit satirischer Schärfe die Innensicht der akademischen Konkurrenzen, Reputationskämpfe, Disziplinierungs- und Ekstasetechniken, mit denen der Wissenschaftler seine professionelle Indifferenz gegenüber den akademischen Formen und Anforderungen überspielt und sich zum erwarteten Auftritt und Verhalten zwingt.

Der satirische Witz des Romans liegt nicht nur in der Diskrepanz zwischen der Selbstwahrnehmung und den akademischen Üblichkeiten und Ritualen, sondern auch in der asymmetrischen Anerkennung, die Perlmann über die Mitwelt seiner Kollegen hinaus vom Romanleser erhält. Er ist ein hochbegabter, brillanter Wissenschaftler. Daran zweifelt niemand außer ihm selbst. Ein Plagiat hat er nicht im Mindesten nötig. Jederzeit wäre er in der Lage, auch ohne Betrug den kollegialen Erwartungen zu entsprechen und sein hohes Ansehen als Wissenschaftler zu bestätigen. Er braucht im Rahmen eines solchen Symposions, der akademischen Camouflage einer Urlaubsreise, eigentlich gar kein innovatives Manuskript. Seinen Rang als Wissenschaftler beweist er dort praktisch nicht durch einen originellen Vortrag, sondern durch die Psychologie seines hohen Spiels um die akademische Reputation. Zum Spiel gehört der konventionelle Schein, dass es um die Sache und nicht den sozialen Event oder persönliche Interessen und Beziehungen – freund-feindliche Konkurrenzen, kultivierte Geselligkeit und Unterhaltung oder auch erotische Abenteuer – geht. Max Weber schrieb in *Wissenschaft als Beruf*: „Wer nicht die Fähigkeit besitzt, sich einmal sozusagen Scheuklappen anzuziehen und sich hineinzusteigern in die Vorstellung, daß das Schicksal seiner Seele davon abhängt: ob er diese, gerade diese Konjektur an dieser Stelle dieser Handschrift richtig macht, der bleibe der Wissenschaft nur ja fern. Niemals wird er in sich das durchmachen, was man das ‚Erlebnis‘ der Wissenschaft nennen kann.“<sup>4</sup> Während Weber von der Identifikation mit Inhalten spricht, der manischen Leidenschaft für die „Sache“, analysiert Bieri alias Mercier die Passion der Wissenschaft als obsessive Abhängigkeit von kollegialer Anerkennung. Goethe und Schiller schrieben ein Xenion „Wissenschaft. Einem ist sie die hohe, die himmlische Göttin, dem andern / Eine tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.“<sup>5</sup> Es bedarf komplexer Mobilisierungsstrategien, um den akademischen Profi, der um die

<sup>4</sup> Max Weber, *Wissenschaft als Beruf*. Max Weber Gesamtausgabe Bd. XVII, Tübingen 1992, 80f.

<sup>5</sup> Goethe und Schiller, *Xenien*, hier zitiert nach Johann Wolfgang v. Goethe, Hamburger Ausgabe, hrsg. Erich Trunz, Hamburg 1981, Bd. I, 211.

Spannung zwischen den akademischen Formen und Inhalten, der Wissenschaft als Job und Berufung, weiß, zu einem rollenkonformen Verhalten zu zwingen. Schließlich steigt Perlmann aus.

Der Umstieg aus der Wissenschaft in die Literatur ist ein Stück Kompensation. Man überschreitet die Diskurspflichten und Argumentationslasten und löst so die Spannungen zwischen den initialen Motiven, Zielen und Mitteln der Wissenschaft. Was der Wissenschaft versagt bleibt, ist dem Dichter möglich. Die Problembestände, an denen Wissenschaft scheitert, die sie methodisch verstellt, bearbeitet die Literatur. Der Philosoph löst die Sinnfrage dichterisch, der Jurist findet fiktional die Gerechtigkeit, die ihm der Rechtswegestaat versagen muss. Wenn Juristen Kriminalromane schreiben, Fälle lösen, bleiben sie dem Recht auf der Suche nach Gerechtigkeit treu.

## II. „Organ“ der Krise

Schmitt hat die innere Berufung zur Wissenschaft bis 1945 wohl niemals verlassen. Den „Mandarinen“ des akademischen Betriebs und der strikten methodischen Selbstbeschränkung auf rechtsdogmatischen Positivismus aber stand er stets distanziert gegenüber. Den Systemgrenzen der Universität und Wissenschaft suchte er schon durch seine starke politische Adressierung und Funktionalisierung seiner Wissenschaft zu entkommen. Vor allem aber setzte er sein Leben durch vielfältige Aufgaben und Verwicklungen in Spannung. Schmitt lebte geradezu literarischen Mustern von Georges Bernanos oder Louis-Ferdinand Célines *Voyage au bout de la nuit* nach und stilisierte eine antibürgerliche und christliche Selbstbeschreibung. Ein Referenzautor ist Johann Arnold Kanne, dessen Autobiographie er 1919 herausgab.<sup>6</sup> Die biographischen Details seiner repressiven Selbstmobilisierung und Literarisierung seines Lebens als produktiver Ausnahmezustand sind hier nur knapp zu rekapitulieren:

Die frühen Düsseldorfer Tagebücher<sup>7</sup> schildern ein desparates, exaltes Leben als Rechtsreferendar zwischen äußersten Geldsorgen, Liebesekstasen (Carita (von) Dorotić), Abhängigkeiten von einem dämonischen „Geheimrat“ (Hugo am Zehnhoff), kafkaesker Wahrnehmung des juristischen Ausbildungsbetriebs, Hass auf das konfessionelle und familiäre Herkunftsmili-

<sup>6</sup> Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des deutschen Pietisten Johann Arnold Kanne, hrsg. Carl Schmitt-Dorotić, Berlin 1919.

<sup>7</sup> Carl Schmitt, Tagebücher 1912–1915, hrsg. Ernst Hüsmert, Berlin 2003; ders., Die Militärzeit 1915–1919, hrsg. Ernst Hüsmert u. Gerd Giesler, Berlin 2005.

eu. Die Tagebücher der frühen Münchner Jahre im Militärdienst belegen dann weitere Spannungen zwischen dienstlichen Pflichten („Hauptmann“ Roth) und dem Leben als Bohémien in Künstler- und Intellektuellenkreisen (Theodor Däubler, Franz Blei), Furcht vor der Front und Hass auf den „Militarismus“. Dazu kommen die ungelösten Ambivalenzen und Spannungen zwischen philosemitischen und antisemitischen Strebungen, die Schmitt intensiv im Umgang mit der Hamburger Verlegerfamilie Eisler<sup>8</sup> erfuhr. Später lebte er im ständigen Zwist und krasser Geringschätzung der juristischen Kollegen, der Scham und Verzweiflung über das Scheitern seiner katastrophalen Mesalliance mit der Hochstaplerin, Demimonde und Halbweltdame Cari, dem resultierenden Bruch mit der Kirche und dem katholischen Milieu, dem leisen Gelächter und höhnischen Spott der Kollegen, den politischen Dissonanzen innerhalb der Zunft, dem Ressentiment gegen Versailles, Genf und Weimar. Mit der Beziehung zu Duschka Todorović und der erneuten Ehe auf Kosten kirchlicher Exkommunikation machte Schmitt zwar den Versuch eines Neuanfangs, bald auch durch seinen Wechsel nach Berlin, doch die lebensgefährliche Erkrankung Duschkas, unmittelbar nach der Hochzeit 1926 massiv ausbrechend, warf ihn vollends aus der bürgerlichen Bahn in die private Verzweiflung, der er mit ständigen Affären begegnete. Er stürzte sich ins Berliner Nachtleben, rutschte auf den Straßenstrich ab und griff zur Weinflasche. Parallel radikalisierte er sich politisch und antisemitisch. Aus der Bohème wechselte er in die nationalistischen Kreise der Konservativen Revolution über. An die Stelle der alten Gefährten und Freunde Georg Eisler, Franz Blei und Ludwig Feuchtwanger trat nun der Umgang mit Rechtsintellektuellen wie Heinrich Oberheid, Ernst Jünger, Wilhelm Stapel und Albrecht Erich Günther. Der antisemitische Affekt triumphierte. Auch die Genesung von Duschka und die Geburt der Tochter Anima stabilisierten sein Leben am Ende der Weimarer Republik kaum. Eheliche Treue und bürgerliche Ruhe und Ordnung fand er nicht. Mit seiner nationalsozialistischen Entscheidung suchte er 1933 dann auch seine innere Unruhe und Unzufriedenheit zu lösen. Der Außenseiter wollte endlich Insider sein. Doch er machte erneut den Fehler, die fatale „Dummheit“, sich in falsche Gesellschaft zu begeben und mit einer Bande von Räubern, Mördern und Irren zu paktieren. Paradigmatisch steht hier der jahrelange Umgang mit Hans Frank, dem späteren Generalgouverneur von Polen, den Schmitt, neben seiner ersten Ehe, rückblickend die größte „Dummheit“ seines Lebens nannte. Kennzeichnend ist auch seine Wahl prononciert nati-

---

<sup>8</sup> Dazu Verf., *Die Hamburger Verlegerfamilie Eisler und Carl Schmitt*, Plettenberg 2009.

onalsozialistischer Mitarbeiter, SS-Männer und NS-Verbrecher wie Herbert Gutjahr und Helmut Pfeiffer, und anderes mehr.

Biedermeierlich gesprochen fehlte ihm die Menschenkenntnis; psychologisch könnte er als „narzisstische“ Persönlichkeit oder „Borderliner“ gelten.<sup>9</sup> Nach heutigem Quellenstand dürfte es nicht sonderlich strittig sein, seinem Charakter allerlei Untugenden zu attestieren: Ressentiment, überspannten Ehrgeiz und Eitelkeit, Larmojanz, elitären Dünkel, Undank und mangelnde soziale Reziprozität, Geringschätzung der Mitwelt, Verzerrung, Verleugnung und Verdrängung einfacher Tatsachen. Solche Psychologisierungen und Pathologisierungen sind wohlfeil und billig. Dabei mag auch auf Schmitt zutreffen, was Hannah Arendt 1949 über Heidegger an Karl Jaspers schrieb: „Was Sie Unreinheit nennen, würde ich Charakterlosigkeit nennen, aber in dem Sinne, daß er buchstäblich keinen hat, bestimmt auch keinen besonders schlechten. Dabei lebt er doch in einer Tiefe und mit einer Leidenschaftlichkeit, die man nicht leicht vergessen kann“.<sup>10</sup> Der schwankende Charakter wurde oft beschrieben: so von Moritz Bonn,<sup>11</sup> Ernst Niekisch,<sup>12</sup> Edgar Salin<sup>13</sup> und Theodor Heuss.<sup>14</sup> Löwith<sup>15</sup> sprach 1935 von Okkasionalismus und Opportunismus.

Schmitt unterschied rückblickend seinen katholisch-ästhetizistischen Habitus vom protestantischen Ethizismus und Rigorismus.<sup>16</sup> Er selbst beschrieb sich nicht als Charakter im Sinne Kants (Tugend ist „moralische Stärke“ gegen „Widerstand“), sondern eher als seismographisch beobachtenden Teilnehmer, der die Krise der Zeit zum Pathos seines Lebens erhob. 1933 sagte er einmal: „Meine Arbeit erhält ihren Sinn dadurch, dass ich nichts

<sup>9</sup> Dazu etwa: Otto Kernberg, *Borderline-Störungen und pathologischer Narzissmus*, Frankfurt 1983; zur Sozialpsychologie rechtsintellektueller Gruppen vgl. Stefan Breuer, *Ästhetischer Fundamentalismus*. Stefan George und der deutsche Antimodernismus, Darmstadt 1995; ders., *Moderner Fundamentalismus*, Berlin 2002.

<sup>10</sup> Hannah Arendt am 29.9.1949 an Karl Jaspers, in: Hannah Arendt / Karl Jaspers, *Briefwechsel 1926–1969*, München 1993, 178.

<sup>11</sup> Moritz Julius Bonn, *So macht man Geschichte. Bilanz eines Lebens*, München 1953.

<sup>12</sup> Ernst Niekisch, *Das Reich der niederen Dämonen*, 1953, Berlin 1957, 330–337; ders., *Gewagtes Leben. Begegnungen und Ergebnisse*, Köln 1958, 241–245.

<sup>13</sup> Edgar Salin, *Grußwort*, in: *System und Methoden in den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften*. Erwin von Beckerath zum 75. Geburtstag, Tübingen 1964, 13–17.

<sup>14</sup> Theodor Heuss, *Erinnerungen 1905–1933*, Tübingen 1963, 302–304.

<sup>15</sup> Karl Löwith (Hugo Fiala), *Politischer Dezisionismus*, in: *Internationale Zeitschrift für Theorie des Rechts* 9 (1935), 101–123; erst später (in: *Gesammelte Abhandlungen*. Zur Kritik der geschichtlichen Existenz, Stuttgart 1960, 93–126) erweiterte Löwith seine Schmitt-Kritik um Ausführungen zu Heidegger und Gogarten und generalisierte sie so zu einer Abrechnung mit dem „politischen Existentialismus“ insgesamt.

<sup>16</sup> Carl Schmitt, Berlin 1907, in: *Schmittiana* 1 (1988), 13–21.

anderes bin als ein Organ dieses substanzhaften Rechts des konkreten Volks“.<sup>17</sup> 1938 sprach er in seiner Tischrede zum 50. Geburtstag von seiner „Fähigkeit, sich betrügen zulassen“.<sup>18</sup> Später sprach er von einer – biographisch teils nachvollziehbaren – „merkwürdigen Passivität“ und meinte im „Gespräch“ mit dem Berliner Philosophen Eduard Spranger: „Ich bin ein kontemplativer Mensch und neige wohl zu scharfen Formulierungen, aber nicht zur Offensive, auch nicht zur Gegenoffensive. Mein Wesen ist langsam, geräuschlos und nachgiebig, wie ein stiller Fluß, wie die Mosel, *tacito rumore Mosella*.“<sup>19</sup> Fast jedes Wort mag man hier in Zweifel ziehen, aber solche Fragen lassen sich kaum entscheiden. Das seismographische Wort vom „Organ“ ist interessant: Schmitts Leben war eine Krisenbiographie. Der „Ausnahmezustand“ war ihm auch ein biographisches Problem. Schmitt wollte die Krise der Zwischenkriegszeit intensiv erfahren und ein emphatischer Zeuge sein. In bedrohlichen Krisenlagen lässt sich schwerlich ruhig leben. Immer wieder betonte Schmitt: Die Politik ist das „Schicksal“. Zeitgenössisch hat damals Eric Voegelin den alten platonischen Gedanken von der paradigmatischen Spiegelung von Mensch, Staat und Kosmos im Ordnungsdenken betont. Gerade Voegelins Werk stand ihm auch, anders als die Sokratiker Spranger, Strauss oder Kuhn, philosophisch nahe.

### *III. Kategoriale Selbsterfassung*

Damit kommen wir zu Schmitts sozialer Konstruktion seines Lebens als Ausnahmezustand. Die pathogenen Motive seien geschenkt. Eine psychopathologische Betrachtung ist immer aufschlussreich und könnte den Umgang mit den Hypothesen seines Lebens auch ein Stück weit exkulpiert. Der „außergewöhnliche Mann“ (Walter Jellinek)<sup>20</sup> lebt nicht leicht alltäglich.

<sup>17</sup> Carl Schmitt, Ein Rundfunkgespräch vom 1. Februar 1933, in: *Eclectica* 5 (1975), 115.

<sup>18</sup> Carl Schmitt, Eine Tischrede, in: *Schmittiana* 5 (1996), 10–11, hier: 11.

<sup>19</sup> Carl Schmitt, *Ex Captivitate Salus*. Erfahrungen der Zeit 1945/47, Köln 1950, 10; Schmitt zitiert hier den spätromischen Dichter Decimus Magnus Ausonius mit seinem Flussgedicht „Mosella“ („Auf dem hängenden Ufer erbaut die prangenden Villen, / Hügel mit Reben bekränzt, des Bacchus Gab', / Liebliche Fluth, die hier in stillem Murmeln dahinfließt“); mit keinem anderen Universitätsphilosophen stand Schmitt wohl bis 1933 in engerer Verbindung als mit Eduard Spranger. Zur Übersicht vgl. Verf., Carl Schmitt im Gespräch mit Philosophen, in: *Schmittiana N.F.* 2 (2014), 119–199, hier: 130 ff.

<sup>20</sup> Walter Jellinek am 29.5.1933 gutachterlich über Schmitt für die Nachfolge Anschutz, jetzt in: *Schmittiana N.F.* 2 (2014), 116 f.

Schmitt trug schweres Gepäck, nicht nur die psychobiographischen Folgen mancher „Dummheit“, sondern auch die soziale Hypothek seiner Hochbegabung. Seine verfassungstheoretischen Kategorien sind auch ethische Perzeptionen seines Handlungsfeldes. Die biographische Lesart folgt dem Maßstab der Selbstbeschreibung und ist deshalb die mildeste Form interner Kritik. Ihr Rationalitätskriterium ist die Kohärenz von Denken und Tun. Eine starke Diskrepanz zwischen selbst gesetzten Handlungsgrundsätzen und Verhalten heißt dann „irrationales“ Versagen gegenüber den eigenen Ansprüchen. Abstrahiert man von starken psychologisierenden Deutungen und auch vom rechts- und sozialwissenschaftlichen Sachgehalt und liest Schmitts Kategorien distanzierend als „soziale Konstruktionen“, so ist eine biographische Lesart statthaft.

In den letzten Jahren wurde in der philosophischen Ethik viel von Lebenskunst und Lebensführung gesprochen.<sup>21</sup> Man knüpfte dabei oft an die handlungsanalytische Ethik des Aristoteles an, die formal zwischen bloßem Überleben und gutem Leben unterschied und das bürgerliche Maß formulierte: die Mitte zwischen den Extremen und einen Primat der Vernunft. Damit war kein bequemes Lavieren gemeint.<sup>22</sup> Auch der extremen Lebensentwurf und das Scheitern können als „Form des Glücks“ gewählt sein.<sup>23</sup> Wir unterscheiden zwischen kurz-, mittel- und langfristigen Zielen und geben momentanen Wünschen und Neigungen nach. Handeln kämpft mit Kontingenzen und droht im komplexen Gefüge immer zu scheitern. Schon Hegel beschrieb die Verselbständigung der Folgen gegen die Intentionen einer Handlung. Fichte sprach allgemein vom Streit zwischen „Ich“ und „Nicht-Ich“. Selbst bei Goethe findet sich (im *West-östlichen Divan*) der Satz: „Lebt man denn, wenn andere leben?“<sup>24</sup> Leben besteht in der alltäglichen Lösung von Problemen, Aufgaben und Herausforderungen. Helmuth Plessner, von Schmitt exponiert zitiert, sprach von der „Exzentrizität“ des menschlichen Daseins, das sich an die Mitwelt verliert, um seine Freiheit in distanzierenden Akten zurückzugewinnen. Lachen und Weinen markieren Grenzfälle exzentrischer Positionalität. Heidegger sprach vom „Verfallen“

<sup>21</sup> Aus der Masse der Literatur Thomas Rentsch, *Negativität und praktische Vernunft*, Frankfurt 2000; vgl. auch Verf., *Thomas Mann. Künstler und Philosoph*, München 2001.

<sup>22</sup> Dazu etwa Emil Utitz, Rezension von: Felix Weltsch, *Das Wagnis der Mitte*. Ein Beitrag zur Ethik und Politik der Zeit, Mährisch-Ostrau 1936, in: *Philosophia* 2 (1937), 241–243.

<sup>23</sup> Martin Seel, *Versuch über die Form des Glücks*. Studien zur Ethik, Frankfurt 1995.

<sup>24</sup> Johann Wolfgang Goethe, *West-östlicher Divan*. Buch des Unmuts (Hamburger Ausgabe Bd. II, 43).

des eigentlichen Daseins an das „Man“, Hans Jonas analysierte das gnostische Lebensgefühl mit Heidegger. Schon Nietzsche verwarf den Eudämonismus des Glücks. „Was liegt am Glücke!“, antwortete er [Zarathustra], „ich trachte lange nicht mehr nach Glücke, ich trachte nach meinem Werke.“<sup>25</sup>

Schmitts Begriff des Ausnahmezustands hat unstrittig diagnostische Bedeutung. Die Finanzkrise der Europäischen Union erinnerte in den letzten Jahren wieder daran,<sup>26</sup> weitere Krisenlagen und Erosionen der Staatlichkeit stoßen uns nahezu ständig auf den Begriff. Aber die Rhetorik des Ausnahmezustands ist auch ein rechtspolitisch intentionales Krisenszenario. Günter Frankenberg<sup>27</sup> hat diese Staatstechnik der Optik des Ausnahmezustandes für den juristischen Gegenwartsdiskurs eindrucksvoll analysiert. Giorgio Agamben warf das Stichwort mit Schmitt und Benjamin neu in die Debatten. Seine Rekonstruktion eines „Gesprächs unter Abwesenden“ ist allerdings ziemlich fiktiv. Auch seine Implementierung der Unterscheidung von potestas und auctoritas in die „Zone der Unbestimmtheit“ und „Anomie“ legt eine spekulative Dogmatik in das Stichwort, die der Text kaum hergibt. Zutreffend schreibt Agamben, dass Schmitt den Ausnahmezustand als Grenzbegriff „in einen Rechtskontext stellt“<sup>28</sup> und als Rechtsbegriff retten möchte. Diese Auslegung war Schmitt nicht fremd. Der Ausnahmezustand begegnete ihm aber zunächst als militärischer Auftrag und biographische Erfahrung. Das Thema des Belagerungs- und Ausnahmezustands wurde ihm 1915 in München zunächst dienstlich gestellt. Schmitt war damals wieder einmal ziemlich derangiert. Er litt unter dem Heeresdienst, zweifelte und verzweifelte an seiner Frau, fürchtete sich vor der Front und fühlte sich zwischen staatlicher „Autorität“ und Schwabinger „Anarchie“<sup>29</sup> hin und her gerissen. Er wusste nicht genau, wo er stand, und empfand seine Tätigkeit in der Heeresverwaltung als Verrat. Am 6. September 1915 notierte er in sein Tagebuch:

<sup>25</sup> Friedrich Nietzsche, Also sprach Zarathustra, 4. Teil. Das Honig-Opfer, in: Werke, hrsg. Karl Schlechta, München 1966, Bd. II, 477.

<sup>26</sup> Dazu vgl. Ernst-Wolfgang Böckenförde, Kennt die europäische Not kein Gebot?, in: ders., Wissenschaft, Politik, Verfassungsgericht. Aufsätze, Frankfurt 2011, 299–303.

<sup>27</sup> Günter Frankenberg, Staatstechnik. Perspektiven auf Rechtsstaat und Ausnahmezustand, Frankfurt 2010.

<sup>28</sup> Giorgio Agamben, Ausnahmezustand. Homo sacer II.1, Frankfurt 2004, 62, vgl. 42 ff.

<sup>29</sup> Dazu Verf., Politische Theologie des Anarchismus. Fritz Mauthner und Gustav Landauer im Visier Carl Schmitts, in: Gerald Hartung (Hg.), An den Grenzen der Sprachkritik. Fritz Mauthners Beiträge zur Sprach- und Kulturtheorie, Würzburg 2013, 85–111.